



Lob des Dilettantismus III

oder: Gedanken beim Fahrrad streichen

Dimitri Reibestein

Fahrrad streichen: Im Kopf erscheinen Bilder von Farbtrotznasen, über-tünchten Chromanbauteilen sowie bemitleidenswert ausgefransten Bau-marktpinseln. Wie unprofessionell! – Genau darum gehts!

Es hat immerhin 12 Jahre gedauert, bis auch mir in Dessau endlich mein Fahrrad, ein gutes altes MÖVE-Rad, geklaut wurde. Dessau – als es mit 100.000 Bewohnern noch Großstadtstatus hatte – galt als Fahrradstadt. Jeden morgen traten unzählige Werktätige bei ihrem Weg in die Fabriken und volkseigenen Betriebe kräftig ins Pedal. Dafür wurden sogar breite Schneisen in historische Parkanlagen geschnitten, um eine gradlinige Streckenführung zum Arbeits- und Kampfplatz zu schaffen. Mit dem Rückbau der Betriebe verschwanden auch diese breiten Schotterpisten wieder; ebenso ein knappes Drittel der gut 100.000 Bewohner. Heute ist Dessau immer noch Fahrradstadt – allerdings was die Diebstähle angeht. Theoretisch müsste jeder wenigstens einmal die Woche im Straßenbild eines seiner ehemaligen Räder wiedersehen bei einer derartig häufigen Klauerei. Vor 2 Jahren konnte ich mein altes MÖVE-Rad noch aus dem Gebüsch auf der gegenüberliegenden Straßenseite ziehen; am Schloss hatte sich jemand – augenscheinlich ohne Erfolg – zu schaffen gemacht. Diesmal muss es professioneller abgelaufen sein. Immerhin war es ein warmer, sonniger Sonntag, das Rad lehnte, angeschlossen, an der Hauswand und wurde bis 12 Uhr noch von einem Kollegen zum Anschließen seines eigenen Fahrrades genutzt. Als ich dann gegen halb vier selbst noch eine Runde drehen wollte, war es einfach weg: Geklaut mit Schloss, an einem sonnigen Sonntagnachmittag, mitten in der Stadt! Nach kurzer Trauer war dies Anlass dafür, mich endlich mal dem über die Zeit angehäuften Konvolut aus Fahrradleichen, Rahmen und diversen

Ersatzteilen im Keller zu widmen. Schon vor längerem hatte ich mir einen weiteren MÖVE-Rahmen gesichert, um ihn bei Gelegenheit mal neu aufzubauen. Wollte man ein altes Rad originalgetreu wieder herstellen, gehen da schnell mal einige hundert Euro drauf. Detailfetischisten – eine radikale Gruppierung, mit der ich teilweise sympathisiere – müssen erst alle der Bauzeit entsprechenden Anbauteile zusammengetragen haben, bevor es so richtig losgehen kann. Bei mir und dem völlig verstaubten MÖVE-Rahmen ging es jedoch vor allem darum, wieder ein robustes, alltagstaugliches Fahrrad mit einer gewissen Historie auf die Räder zu stellen; und im Zuge dieser Aktion und einer längst überfälligen Kelleraufräumung gleich noch einen passenden Anhänger dazu. Also ging los:

Nachdem alle noch rudimentär vorhandenen Anbauteile vom Fahrradrahmen entfernt und die Gabel demontiert worden war, stand die Frage im Raum: Wie weiter? Offensichtlich hatte schon einmal jemand zum Pinsel gegriffen und den kompletten Rahmen schwarz gestrichen. Als sportliche Komponente waren zusätzlich silbergrau karierte Klebestreifen appliziert worden. Dass dieser Zustand keine Zukunft haben wird, war gleich klar. Die Hoffnung, blauen Originallack unter dem Anstrich vorzufinden, musste ich leider begraben, nachdem sich zeigte, dass das ab und zu durchblitzende Blau mit dem mechanischen Entfernen des schwarzen Lackes mit abblättert. Im Bereich der Aufarbeitung von Fahrrädern gibt es inzwischen eine durchaus bezahlbare, professionelle Methode: das Pulverbeschichten. Einfach Rahmen und andere Einzelteile bei entsprechenden Anbietern abgeben und wenig später wieder abholen. Die Teile werden in Tauchbädern entlackt und entfettet und danach mit Pulver – alle RAL-Standardfarben sind möglich – unter Hitze beschichtet. Das Ergebnis ist eine homogene, hochglänzende und schlagfeste Oberfläche, also praktisch wie neu. Das wäre die heutige Lösung nach Stand der Technik. Doch ich entschied mich für den dilettantischen Ansatz: Ich wollte mein Rad streichen! Eine Vorgehensweise, die vor zwei, drei Jahrzeh-

ten noch das normalste der Welt war, ist inzwischen zu einer Art Marotte deklassiert worden, trotz immer besser werdender Grundieranstriche und Lacke. Tatsächlich sind wir inzwischen an einem Punkt angekommen, wo das selber anstreichen einen Beigeschmack von Armseligkeit bekommen hat oder andersherum gesagt, wo uns Mechanisierung und Technik so weit voraus sind, dass wir erkennen müssen, dass unser handwerkliches Leistungsvermögen seine Grenzen erreicht hat.

Schaut man sich die kunsthandwerklichen Sammlungen, wie beispielsweise im Grünen Gewölbe in Dresden oder Exponate der Franckeschen Stiftungen in Halle und des Halberstädter Domschatzes an, so erscheinen einem diese höchst meisterlichen Leistungen vor dem Hintergrund heutiger Ansprüche als schmutzige kleine Murkeleien, bei denen irgendwelche Fundstücke aus der Natur unfachmännisch zusammengefrickelt wurden. Spannungsfelder entstehen vor allem dann, wenn Mensch an die maschinellen Erzeugnisse Hand anlegen soll. So geschehen vor kurzem, als eine Studienkollegin mich bat, zwei Hängeschrankanten und eine Ersatztür für ihre neue Küche zuzuschneiden und zu montieren. Diese Hilfsleistungen, die der halbwegs geschickte Heimwerker stets gern und ausreichend erledigen konnte, sind heute fast nicht mehr leistbar. Natürlich besaß auch diese neue Küche – der Mode entsprechend und der Nutzung und Beanspruchung völlig entgegenstehend – eine dunkelrote Hochglanzlackierung. Schon allein bei dem Gedanken, mit einer günstigen Baumarktstichsäge vor Ort einen 15 mm breiten Streifen von so einer hochglanzlackierten Spanplatte absägen zu wollen, stellen sich mir die Nackenhaare auf. Entsprechend zögerlich sagte ich zu. Letztendlich funktionierte die ganze Aktion nur, weil ich die Teile in einer ordentlichen Holzwerkstatt zuschneiden lassen konnte. Doch selbst bei der Montage ist eine derartige Vorsicht geboten, dass Arbeiten dieser Art zu einem regelrechten Kraftakt werden – der Mensch eben an die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit geführt wird. Vergleichbares Phänomen hinsicht-

lich Nutzung und industriell gefertigter Oberfläche erleben wir, wenn das neue Smartphone aus seiner noblen Verpackung genommen wird und wir uns streuben, die Schutzfolien abzuziehen. Denn genau in diesem Moment beginnt ein rasanter, unaufhaltsamer Verfallsprozess – nie wieder wird das Gerät diese göttliche äußere Erscheinung aufweisen, wie in den Sekunden nach dem Auspacken. Wir wissen, dass es außerhalb unseres Leistungsvermögens liegt, diesen Zustand zu halten, geschweige denn wieder herzustellen. Nicht selten besitzen die Geräte offensichtlich noch nach mehreren Monaten Nutzung die originale Displayschutzfolie des Herstellers. Inzwischen sind solche Folien für Smartphones sogar zum Austauschen erhältlich. Sieht nicht toll aus, schützt aber die empfindliche Oberfläche. Nur wozu muss das Display am Tag der Entsorgung noch aussehen, wie neu? Den Wettlauf mit der Technik jedenfalls haben wir in dieser Hinsicht ein für alle Mal verloren! Was aber wird die Folge dieser Entwicklung sein? Eine Art *Selbstentfremdung*? Unsere Unvollkommenheit, die im Kontrast zur Perfektion der Technik immer deutlicher hervortritt, wird uns früher oder später in den Wahnsinn treiben. Wir werden uns fragen, was wir überhaupt noch hier zu suchen haben, unfähig wie wir sind. Die Alternative – und durchaus nicht abwegig – wäre eine schrittweise Technisierung unseres Körpers. Beinamputierte Sprinter bei den Paralympics sorgen inzwischen für Gesprächsstoff, wenn ihre Prothesen leistungsfähiger sind, als die Beine der amtierenden Weltmeister. Wieso also nicht (ich schlage eine Wahlmöglichkeit ab vollendetem 14. Lebensjahr vor) selbst entscheiden, je nach Talent und Neigung, welche Körperteile durch ordentlich funktionierende Ersatzteile zu ersetzen sind? Während Schönheitsoperationen schon heute bei der Jugend voll im Trend liegen, allerdings nur an der Oberfläche kratzen, könnten diese technischen Aufrüstungen unserer vergänglichen Hüllen sogar einen neuen Fortschrittsimpuls liefern. Der Tennisarm beispielsweise wäre dann eine Erscheinung der vollhumanoiden Epoche, als es eben noch keine speziellen Sportarme aus

dem Prothesenkatalog gab.

Ich merke, wie mein linker Arm etwas schmerzt – ich muss die noch recht volle Farbbüchse kurz abstellen. Da bin ich nun also auf dem Hinterhof und streiche einen alten Fahrradrahmen blau. Warum tue ich mir das an? Eine Kostenfrage ist es keineswegs. Ganz im Gegenteil. So eine Pulverbeschichtung kostet knappe 90,- Euro und fertig ist der Lack. Allein die Büchse Farbe vom Fachhandel schlug schon mit guten 30,- Euro zu Buche, dazu kämen dann noch Grundierung, Verdünnung und die Arbeitszeit für Anschliff und Anstrich.

Es sind eben genau die Dinge, die nichts mit Oberfläche und Geld zu tun haben: die Freude und Lust am Tun und das gute Gefühl während und nach der Arbeit. Der Dilettant macht, weil er es gern macht. Natürlich habe auch ich beim Lackieren einen Anspruch, dass es qualitativ gut wird. Jedes Pinselhaar wird gleich entfernt, und ich schaue genau, ob ich alle Bereiche erwischt habe. Ich bin mir völlig im Klaren darüber, dass es nicht wie ein pulverbeschichteter Rahmen aussehen wird. Das nimmt mir einerseits einen gewissen Druck und gibt mir andererseits das Gefühl, jederzeit die Sache im Griff zu haben. Ich weiß, dass ich spätere Fehlstellen einfach selber ausbessern kann, ohne dass sie im Gesamteindruck weiter auffallen. Damit arbeite ich im menschlichen Maßstab und lass die davoneilende Technik einfach laufen. Das Gesamterscheinungsbild ist entscheidend. Das Ergebnis ist ein blaues Fahrrad, das sein Alter nicht verbergen will. Eine Schadstelle im Lack wird nicht zu anhaltender Unzufriedenheit führen sondern die Lebendigkeit des Objekts zeigen. Ich muss nicht ständig Angst haben, dass beim Auf- und Absteigen, beim Anlehnen an die Hauswand, also einfach beim Benutzen, ein hässlicher Kratzer entsteht. Und das macht mich frei.

Die Technik hat uns die Messlatte auf eine Höhe außerhalb menschlicher Erreichbarkeit gehängt. Wir sollten erhobenen Hauptes einfach drunter hindurch schreiten und uns fragen, was wirklich wichtig ist.